

187

Paul Parin

Buchbesprechung: Menne, Klaus, und Klaus Schröter (Hg.): Psychoanalyse und Unterschicht: Soziale Herkunft – ein Hindernis für die psychoanalytische Behandlung? Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1980. 225 S., 12 DM.

Die sieben Autoren haben ihre Beiträge so gut aufeinander abgestimmt, daß die sieben in sich geschlossenen, selbständigen Arbeiten, aus denen das Buch besteht, ein Ganzes bilden. Während der Leser in einem »Vielmännerbuch« sich sonst erst anstrengen muß, Ungereimtes miteinander zu verbinden, hat er es hier nicht schwer, der gemeinsamen Anstrengung und der gleichartigen wissenschaftlichen und ethischen Orientierung der Autoren zu folgen. Sie wollen nachweisen, daß die im Untertitel gestellte Frage mit Nein zu beantworten ist. Die Autoren, die alle Mitarbeiter am Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt a. M. sind oder waren (S. 224, 225) und die sich auf weitere zwölf Mitarbeiter in und um das genannte Institut stützen können (S. 7), vermitteln durchaus den Eindruck, daß die hierfür kompetente, durch Tradition und Erfahrung prädestinierte, wissenschaftlich und therapeutisch bestens gerüstete Phalanx aufgebrochen ist, um endlich das Vorurteil zu beseitigen, das da lautet: Proletarier kann man nicht psychoanalysieren. Hier muß ich erst einmal einhalten, den Inhalt des Buches referieren, denn schon habe ich meine eigenen Erwartungsvorstellungen (lies: Vorurteile) in die vorliegenden Untersuchungen hineinprojiziert: Von Proletariern ist im Buch nicht die Rede, sondern von Angehörigen der »Unterschicht«.

In einer ausgewogenen und eingehenden Diskussion der gesamten vorliegenden Literatur über die Frage, ob und wie die Psychoanalyse oder andere psychoanalytisch orientierte Therapieverfahren für Angehörige der Unterschicht anwendbar wären, kommen Menne und Schröter, (die Herausgeber) im ersten Abschnitt des Buches (S. 7-34) zu dem vorläufigen Ergebnis, daß die soziale Herkunft doch wohl kein absolutes Hindernis für die psychoanalytische Behandlung darstellen sollte oder dürfte. Das imposante Literaturverzeichnis enthält 72 Titel, die sich ausschließlich oder zumindest eingehend mit dem Problem der tiefenpsychologischen Therapie von Armen, blue-collar-workers, Unterschichtpatienten, Unterprivilegierten, kurz, von jenen Patienten befassen, mit denen sich die Psychoanalytiker anscheinend bisher nicht oder wenig oder mit wenig Erfolg befaßt haben. Probleme liegen also vor, nicht nur in den USA, woher die meisten der hier zitierten und referierten Arbeiten stammen, sondern auch anderswo, z. B. in der Bundesrepublik. Offen bleibt, wo die Probleme liegen: bei den Psychoanalytikern, ihren

Unterschicht-Patienten oder -Nichtpatienten, in den Lebensverhältnissen, Institutionen, in der frühen Sozialisation oder gar im unterschiedlichen oder unzureichenden Sprachcode.

Mario Muck (»Gibt es unterschichtspezifische Persönlichkeitsmerkmale?«, S. 35-58) kommt nach einer scharfsinnigen Diskussion charakteranalytischer, psychosomatischer und anderer klinisch orientierter psychoanalytischer Anschauungen zu dem Schluß, daß in der Unterschicht wahrscheinlich »der Anteil psychoanalytisch behandelbarer Patienten dem in anderen sozialen Schichten weitgehend entspricht« und daß man »sich bei der Therapie auf die besonderen »Übertragungs- und Widerstandsphänomene einzustellen« habe, »die im Zusammenhang mit den unbewußten Konflikten der Patienten zu erwarten sind.« (S. 55).

188

Klaus Schröters Beitrag (S. 59-72) versucht, spezifische Reaktionen während der Einleitung psychoanalytischer Verfahren, insbesondere typische Übertragungssituationen mittels des Begriffs der »sozialen Distanz« näher aufzuklären.

Klaus Menne (S. 73-112) geht noch direkter von seiner klinischen Erfahrung aus und stellt fest, daß im »Kontext der psychoanalytischen Behandlung ... ein Problem nicht primär in der Kenntnis der Realität des Patienten [besteht], sondern im Festhalten an der psychoanalytischen Technik« (S. 82).

Die schöne, kurze Darstellung der psychoanalytischen Kur mit einem »angelernten Arbeiter« (Otto Goldschmidt, S. 113-126) kann den beruhigen, der noch immer meint, die Psychoanalyse eines Arbeiters müsse etwas besonders Unerforschliches, Fremdartiges bringen, das einem Analytiker kategorial unzugänglich wäre.

Ingrid Kerz-Rühling (S. 127-144) kann in einer sensibel geführten Fokalthherapie mit einer Frau, die in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen ist und später als Büroangestellte gearbeitet und einen Ingenieur geheiratet hat, den Entzauberungsprozeß fortsetzen. Gewiß müssen in einer Fokalthherapie verschiedene psychologische Fragen, die sich in einer langen Analyse wohl hätten klären lassen, offen bleiben. Die »Bedeutung der sozialen Realität« (Titel, S. 127) ist, auch hier keine andere als die für irgendeine Patientin aus irgendeiner anderen sozialen Schicht.

Ralf Zwiebel (S. 145-176) zeichnet die »Psychodynamik einer vorzeitig abgebrochenen Behandlung« sorgfältig nach und kommt zu dem keineswegs überraschenden Ergebnis, daß sich auch hier »keine Rückschlüsse auf unterschichtspezifische Charakteristika erkennen« lassen (S. 167).

Schließlich geht Klaus Horn (S. 177-223) der Sache, dem Anliegen des ganzen Buches auf den Grund, wie nur er es so überzeugend und dennoch »sine ira et studio« kann: Wollen sich diese Art Patienten nicht behandeln lassen oder wollen die Psychoanalytiker nicht (S. 187)? Ist unser gesellschaftliches Leben derart korrumpiert, daß das Angebot einer seriösen Psychotherapie gar nicht angenommen werden kann (S. 195)? Wie entsteht und entstand die »unheilvolle Koalition« von Unterschichtpatienten und Psychoanalytikern (S. 197), die dazu Anlaß gibt, daß es erst lange wissenschaftliche Abhandlungen und überzeugende Falldarstellungen braucht, um nachzuweisen, daß jene ein Innenleben haben wie irgendwelche anderen Menschen, z. B. Mittelstandsbürger? K. Horn sieht das Buch seiner Mitarbeiter als Versuch, »das Mißverhältnis der Unterschicht zur Psychoanalyse als Symptom eines allgemeinen Unterdrückungsverhältnisses« wahrzunehmen und die Beschränktheit des Blicks der Psychoanalytiker zu überwinden (S. 203).

Hier sollte ich, um des lieben Friedens willen, mit meiner Rezension aufhören und dem Buch viele Leser, gegenwärtigen und künftigen Analytiker einen unbefangeneren Blick und ein offeneres Herz wünschen, auf daß sie, nachdem sie das Büchlein gelesen haben, sich überzeugen ließen und nun mit mehr Mut und Geschick daran gingen, auch an Patienten aus der »Unterschicht« ihre Kunst zu üben. Warum kann und darf ich diesen einfachen und naheliegenden, sanft resignierenden, väterlichen Rat nicht geben? Mein Lob des Buches ist keineswegs ironisch, sondern sehr ernst gemeint. Die Autoren selber jedoch dürften mir vorwerfen, auch ich hätte nicht verstanden, was sie nicht ver-

189

stehen oder zumindest nicht untersuchen und formulieren durften und was sie doch heimlich wissen. Auf der letzten Textseite des Buches weist Klaus Horn auf die »politische Dimension des Problems« hin (S. 207); auf der ersten Textseite sagen die Herausgeber unzweideutig, daß sie aus ihrer Fragestellung diese politische Dimension ausschließen: »Psychoanalyse ist methodisch betrachtet die Praxis einer Veränderung. >Unterschicht< dagegen ... bleibt unter methodischem Gesichtspunkt ein Konstrukt ...« (S. 7). Die Autoren haben es verstanden und deuten darauf hin: Eine Praxis, die auf Veränderung zielt, kann nur durch eine Theorie korrigiert und erweitert werden, die Veränderungen in der Gesellschaft erklärt. Sobald man annimmt, daß es die mehr oder minder große »soziale Distanz« ist, die den privaten oder beamteten Psychoanalytiker von seinen Unterschichtpatienten trennt, und nicht gegensätzliche Interessen, können die wichtigsten realen Gründe für die Vorurteile, die auf beiden Seiten wirksam sind, nie gefunden werden. Endlich könnte man die ganze Diskussion der Literatur (im 1. Kapitel des Buches) durch die

Bemerkung ersetzen, daß die betreffenden Therapeuten nicht nur vergessen haben, daß ihre »schwierigen« Behandlungsobjekte ja jeden guten aus ihren Klassenverhältnissen erklärlichen Grund haben, den Therapeuten zu mißtrauen, und daß diese häufig die allereinfachsten Prinzipien der psychoanalytischen Methode zu vergessen scheinen, sobald sie überhaupt dazu kommen, sich auf solche Behandlungen einzulassen. Wie wäre es sonst möglich und nötig, auf dem Umweg über langwierige Deduktionen zu so allgemein anerkannten Behandlungsprinzipien zu gelangen wie etwa Mario Muck zu Ende seiner Abhandlung (S. 54, 55)? Dort, wo es wirkliche Schwierigkeiten gibt, z. B. den unbewußten Anteil der Klassenideologie bewußt zu machen, kann der Begriff der sozialen Distanz (S. 65), der einen Interessengegensatz geradezu verschleiert, natürlich nicht weiter helfen. Wenn die Schwierigkeiten des restringierten Sprachcodes ungebildeter Personen diskutiert werden, muß man sich wirklich fragen, wie groß die sozialen Skotome jener Psychoanalytiker sein müssen, die vergessen, daß es nicht der erworbene Code ist, sondern die Weise, in der man mit seinem so oder so ausdifferenzierten Code umgeht, die etwas über die Fähigkeit zur Kommunikation aussagt (S. 74).

Der ärgerliche Unsinn, daß Analytiker und Analysand eine »Gemeinsamkeit der Weltdeutung« haben müßten, wird von den Autoren erst einmal allen Ernstes angenommen (S. 84), worauf sie ihn dann erst mühsam wieder ausräumen müssen. Wo allerdings dem Patienten Rollenzuschreibungen und Identifikationen mit entsprechenden Rollen-Ideologien, die in unserer Gesellschaft so oft erst die Klassenideologie vermitteln, nicht bewußt sind, sollten sie dem Therapeuten klar sein, und er müßte von allem Anfang an, bereits um ein tragfähiges Setting herzustellen, diese »Gesellschaftskritik« in den eingeleiteten Deutungsprozeß einbeziehen. Eine Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten, die unsere Gesellschaft strukturieren, wäre in der Tat für die Behandlung jedes Patienten, gleichgültig, ob er Arbeiter, Unternehmer oder Angehöriger einer Mittelschicht ist, nötig, um anfänglichen Schwierigkeiten zu begegnen und nicht warten zu müssen, bis sich Patienten »an das Setting gewöhnt« haben (S. 65). Was ein Vertrauensverhältnis stört, muß vom Analytiker erkannt und rechtzeitig zur Sprache gebracht werden, gleichgültig, ob es aus den im Unbewußten

190

fixierten Erfahrungen des Analysanden oder aus dem Bereich eines ideologisch verschleierten Klassengegensatzes her stammt.

Es ist nicht schwer, die emanzipatorische Tendenz der Psychoanalyse mit der Durchleuchtung gesellschaftlicher Widersprüche und ihrer ideologischen Folgen zu verbinden. Das könnte

Parin 1982I

Buchbesprechung: Menne, Klaus, und Klaus Schröter (Hg.): Psychoanalyse und Unterschicht: Soziale Herkunft – ein Hindernis für die psychoanalytische Behandlung? Frankfurt a. M. 1980. In: Psyche, 36, 187-190.

Analysanden und Analytikern zu wirksameren Einsichten verhelfen, als der rein soziologische Blick auf unsere Gesellschaft, die scheinbar nur Unterschiede, aber keine Gegensätze zwischen den Menschen kennt.